

Hoffnung, Klugheit, Geduld und -immerwieder-Liebe

Eva Lüders, Buchholz

Eine führende Persönlichkeit im Leben der katholischen Kirche hatte in einem Arbeitskreis ein glänzendes Referat gehalten. Darin wurden die Versäumnisse, Vorurteile und falschen Leitbilder aufgezeigt, die viele Christen hinderten, zu der Mündigkeit und zu einer wirksamen Mitarbeit in der Kirche zu gelangen, die das dringende Gebot der Stunde sind. Man verstand, daß ein großes Potential an Begabung und Bereitschaft vergeudet wird, weil die Amtsträger in der Kirche sich vielfach den Problemen und Aufgaben der Zeit verschließen und nicht zu einer sachlichen Zusammenarbeit bereit sind. Man sah auch, wie verhängnisvoll es war, daß zwischen den Einsichten der theologischen Wissenschaft und der Praxis des kirchlichen Lebens oftmals die dringend notwendige Vermittlung fehlte. Viele Christen scheiterten in ihrem Leben noch an Schwierigkeiten und Konflikten, die in der Theorie längst gelöst waren. Man erschrak über die unserer Situation unangemessenen Grundsätze vieler Seelsorger und über die unklaren Frömmigkeitsvorstellungen und die Intoleranz gerade derjenigen Christen, die weitgehend den Kern des Gemeindelebens bildeten. Und man verstand, wie durch das alles eben die Menschen entmutigt und der Kirche entfremdet wurden, die nach ihren Fähigkeiten und Erfahrungen dazu hätten beitragen können, das kirchliche Leben umzugestalten und den Aufgaben der Zeit zu öffnen.

Einer der Zuhörer schrieb nach einer schlaflosen Nacht an den Referenten: Er meinte, daß ein Mann, der wie dieser eine führende Stellung in der Kirche hatte und so klar die Gefahren erkannte, berufen wäre, in die verhängnisvollen Verhältnisse einzugreifen. Er bedauerte, daß es an einer weitblickenden geistigen Führung fehlte, die es auch dem theologisch weniger gebildeten Christen ermöglicht hätte, sich in unserer schwer überschaubaren Situation zurechtzufinden und seinen guten Willen richtig einzusetzen. Er klagte darüber, daß er selbst und viele, die wie er in einem verantwortlichen Beruf mit ihren Kräften gebunden waren, nicht die Möglichkeit hatten, sich zureichend zu informieren und wirksam einzusetzen . . . Er fragte die führende Persönlichkeit, was jetzt praktisch zu geschehen hätte, um die drohende Katastrophe aufzuhalten.

Die führende Persönlichkeit schrieb folgende Antwort: „Die Schwierigkeiten, die Sie erwähnen, sind uns allen bekannt. Das Konzil hat bereits vieles deutlich ausgesprochen und neue Wege gewiesen. In der Theorie

sind wir heute in der Kirche schon viel weiter, als es den Anschein hat und Sie wohl wissen können. Wenn die Praxis der Theorie nicht immer nachkommt, müssen wir nur weiter hoffen. Notwendige Entwicklungen werden sich auf die Dauer schon durchsetzen. Wir müssen bei aller Sorge und bei allem Eifer stets Klugheit walten lassen. Das Bloßstellen von Fehlern und unzeitiges Eingreifen machen nur böses Blut und schaffen uns Feinde, deren Reaktion dann die Situation noch verschärfen und das Gegenteil von dem bewirken wird, was wir doch alle wünschen. Sie müssen Geduld haben und daran denken, daß die Wahrheit und eine gewisse Radikalität wohl gut sein können, wenn man sie in der rechten Weise gebraucht. Aber vergessen wir nicht: Vor allem brauchen wir – immer wieder – Liebe.“

Der Empfänger des Briefes überlegte: Da war zuerst von „Schwierigkeiten“ die Rede, die er „erwähnt“ hatte und die längst bekannt waren. Diese Schwierigkeiten waren die vergeblichen Anstrengungen und die unnötigen Hindernisse und Konflikte, an denen viele zerbrachen. Man konnte auch an die oft fast abergläubische Unwissenheit der Christen denken, die mit gutem Willen das Falsche taten und anderen zum Verhängnis wurden . . . Das alles also war an maßgeblichen Stellen bekannt. Die führende Persönlichkeit schien andeuten zu wollen, daß es nicht die Sache des Briefschreibers war, sich seinerseits noch Gedanken darüber zu machen und auf Abhilfe zu sinnen. Das Konzil hatte sich der Sache bereits angenommen! Auch war man in der Kirche in theoretischen Betrachtungen schon viel weiter. Man blickte über die Schwierigkeiten hinaus, an denen ein gewöhnlicher Christ noch scheitern mochte. In dieser Situation war also „Hoffnung“ geboten. Es wurde nicht deutlich, ob die führende Persönlichkeit die christliche Hoffnung meinte, die sich über alle entmutigenden Eindrücke hinweg auf Gott richtete. Oder sollte man auf ein Wachstumsgesetz der Geschichte hoffen, nach dem sich eine notwendige Entwicklung auf die Dauer durchsetzen muß? Auf jeden Fall schien diese Hoffnung an die Stelle des Handelns treten zu sollen. Die führende Persönlichkeit sagte auch nicht, *wie* notwendige Entwicklungen sich durchsetzen. Konnte das ohne das bewußte Handeln des Menschen geschehen? Gab es nicht in der Geschichte unnötige Konflikte und Katastrophen, weil Menschen sich den notwendigen Entwicklungen widersetzen? Und wie war das Verhältnis von Theorie und Praxis? Konnte die Theorie einen anderen Sinn haben, als den Menschen zum verantwortlichen Planen und Handeln anzuleiten?

Der Brief erwähnte nach der Hoffnung die „Klugheit“, die etwas anderes zu gebieten schien. Man sollte Fehler und Mißstände nicht „bloßstellen“ und nicht zur Unzeit in die bestehenden Verhältnisse und in ihre verhängnisvolle Entwicklung eingreifen. Sonst machte man sich die Menschen zu Feinden, die keine Veränderungen wollten, die wohl auch mit den not-

wendigen Entwicklungen nicht einverstanden waren . . . Das vermied man nicht allein aus Rücksicht auf menschliche Schwächen und aus Friedensliebe. Es schien auch – zur Überraschung des Briefempfängers – der sicherste Weg zum Erfolg zu sein. Denn indem man durch Kritik und selbständiges Handeln diejenigen verärgerte, die keine Veränderungen wollten, die am Bestehen interessiert waren und vielleicht Einfluß und Macht hatten, reizte man sie nur zum größeren Widerstand. Man gefährdete nicht allein sich selbst, man forderte sogar Reaktionen heraus, die das Gegenteil von dem bewirkten, was man wünschte . . . Die Klugheit verlangte also, daß man denen nachgab, die das Gegenteil von dem anstrebten, was man selber als wahr und notwendig erkannt hatte! Und indem man sie in ihrem Irrtum ließ und ihrem falschen und verhängnisvollen Tun und Lassen zustimmte, sollte sich die notwendige geschichtliche Entwicklung am sichersten durchsetzen! Alles andere wäre nach der Auffassung des Briefschreibers ein „unzeitiges Eingreifen“ gewesen . . .

Man mochte sich fragen, ob es nach seiner Anschauung ein Handeln gab, das nicht „unzeitig“ war, das nicht bei den Verfechtern des Bestehenden Überraschung und Widerspruch erregte . . . Und man hätte weiter bedenken können, ob sich jemals im menschlichen Zusammenleben, in der Geschichte, im geistigen Schaffen etwas durchgesetzt und eine Entwicklung zum Besseren bewirkt hat, ohne daß Unruhe, Widerspruch und Konflikte entstanden . . . Waren eindeutige Stellungnahmen, entschiedener Einsatz, ehrliche Auseinandersetzungen nicht notwendig für den lebendigen Fortbestand einer Gemeinschaft, einer Idee?

Der Briefschreiber schien eine andere Haltung zu empfehlen und sprach von Geduld – einer Geduld mit allem, was sich der notwendigen Entwicklung widersetzte, was vielen Menschen zum Ärgernis und Verhängnis wurde, was in die Katastrophe führte . . . „Sie müssen Geduld haben . . .“ Das klang nach Ermahnung und Beschwichtigung, wie man sie einem Ungestüm, einem rebellischen Geist entgegensetzt. Oder betrachtete er alles kritische Nachsinnen, das Bewußtsein der Verantwortung des Menschen für die ihm aufgegebenen Verhältnisse, das Handeln im Namen einer erkannten Wahrheit als Ungeduld und Auflehnung? Die Ermahnung ging noch weiter: Indem zugestanden wurde, daß ein Bemühen und ein Eintreten für die Wahrheit und sogar eine „gewisse“ Radikalität berechtigt sein können, gab der Nachsatz zu verstehen, daß der Empfänger des Briefes hier nicht das richtige Maß gehalten hatte. „Sie müssen daran denken, daß die Wahrheit und eine gewisse Radikalität wohl gut sein können, wenn man sie in der rechten Weise gebraucht . . .“ Wie sah diese „rechte Weise“ aus? Wer konnte beurteilen, ob jemand sie gefunden hatte? Die führende Persönlichkeit schien zu können.

Hing diese „rechte Weise“ mit der Liebe zusammen, zu der er am Schluß ermahnte? „Aber vergessen wir nicht . . .“ In diesem „aber“ und in dem „Imperativ“ lag der Vorwurf, daß der Briefempfänger bei seiner Kritik an den bestehenden Verhältnissen und in seinem Eifer die Liebe vergessen hatte. Er überlegte: Niemand konnte bezweifeln, daß das oberste Gesetz des Handelns für den Christen die Liebe war – und daß unsere Welt diese Liebe „immer wieder“ brauchte . . . Aber wie äußerte sich diese Liebe? Konnte sie darin bestehen, dem anderen schmerzliche Einsichten und Erschütterungen zu sparen? Forderte die christliche Liebe, daß man Meinungsverschiedenheiten, Auseinandersetzungen, Unruhe um jeden Preis vermied? – Oder forderte die christliche Liebe, die Sorge um den anderen und um die Gemeinschaft, nicht gerade, daß man das Falsche, das Verhängnisvolle beim Namen nannte und zu bekämpfen suchte? Konnten Christen anders verbunden sein als in der Wahrheit und im entschiedenen Einsatz für die Sache Gottes?

Der Brief der führenden Persönlichkeit schien alles zu verneinen, was als praktische Folgerung aus seinem glänzenden Referat und seiner Analyse unserer kirchlichen Situation hervorgehen mochte. Er zeigte in seinem Referat, daß wir auf eine Katastrophe hingetrieben wurden. Aber dann betrachtete er alle Versuche, diese Katastrophe aufzuhalten, als Verstoß gegen die Hoffnung, gegen die Klugheit, gegen die Geduld und vor allem: gegen die Liebe . . . Der Empfänger las den Brief noch einmal: Er klang so selbstverständlich, fast routinemäßig. Man konnte darauf nicht mehr antworten. Alles war abgerundet, abgeschlossen, abgeschnitten . . . Waren unsere kirchlichen Verhältnisse nicht so, daß in einem solchen Fall gar nicht anders geantwortet werden konnte? Und blieben sie nicht so, weil alle führenden Persönlichkeiten immer wieder so antworteten?

Ein Bischof hätte den Brief schreiben können, als man ihm die unangemessenen seelsorglichen Verhältnisse in den meisten Pfarreien seiner Diözese schilderte. War es nicht an ihm, wirksame Abhilfe zu schaffen, wenn die Gläubigen entmutigt und der Kirche entfremdet wurden, weil die Pastoren sich nicht ihren wirklichen Aufgaben stellten und lieber über eine Herde regieren wollten? Konnte er ihnen nicht zu einer Weiterbildung verhelfen, sie zu einer echten Zusammenarbeit mit den Laien ermutigen, deren Initiativen sie jetzt nur verhinderten? – Der Bischof hätte in seiner Antwort wohl besonders zur Hoffnung aufgefordert. Er hätte die Schilderung der bestehenden Verhältnisse für zu „negativ“ gehalten und gesagt, daß man doch mehr das Gute sehen müsse, vor allem den vielen guten Willen.

Der Brief könnte auch die Antwort eines Prälaten sein, der sich gegen die Zumutung wehrt, doch einmal seine privat geäußerten Gedanken in

der Öffentlichkeit hören zu lassen. Gewannen nicht viele ein falsches Bild von der Kirche und von ihrer eigenen Aufgabe in ihr, weil die offiziellen Verlautbarungen der Kirche über ungelöste Probleme und Ratlosigkeit hinwegtäuschten? War es nicht ehrlicher und angemessener, zu einer sachlichen Diskussion strittiger Fragen und Schwierigkeiten aufzufordern? Und konnte es nicht manch einem eine Hilfe sein, wenn er die wirklichen Einsichten und Sorgen der kirchlichen Amtsträger kennenlernte? – Der Prälat betonte besonders die Klugheit, die zu bedenken gab, bei welcher Gelegenheit und zu wem man etwas sagte. Die Wahrheit konnte schädlich sein und unabsehbare Wirkungen hervorbringen, wenn man sich nicht nach allen Seiten seiner Verantwortung bewußt war.

Auch ein Dechant konnte diese Briefvorlage verwenden, als er gedrängt wurde, einer unsinnigen Intrige ein Ende zu machen, durch die einem jüngeren Amtsbruder Unrecht geschah und ein neuer, vielversprechender Versuch der Seelsorge erschwert wurde. Er konnte zwar das Verhalten der älteren Amtsbrüder nicht billigen, wollte sich aber nicht einmischen und bei ihnen Anstoß erregen. – Er empfahl vor allen Dingen die Geduld. Man kann nicht immer verhindern, daß jemandem Unrecht geschieht. Man muß abwarten können und vertrauen, daß sich das Gute und Richtige auf die Dauer schon durchsetzen wird, auch wenn zunächst Schwierigkeiten auftreten . . . Der Christ weiß ja, daß Gott alles schließlich zum Besten fügt und auch auf krummen Linien gerade schreiben kann . . .

Vielleicht hilft unser Brief noch dem Pater, der Priesterexerzitien gibt. Er wehrt sich gegen die Zumutung, bei diesen Gelegenheiten auf die Fehlhaltungen aufmerksam zu machen, die manche Geistliche ihren wirklichen Führungsauftrag versäumen und sogar zum Schaden vieler der ihnen anvertrauten Christen wirken lassen . . . Wären nicht die Tage der Einkehr geeignet, um eingefahrene Selbsttäuschungen und verhängnisvolle Gewohnheiten zu überwinden und das eigene Leben neu auf den Willen Gottes hin zu orientieren, der sich im Gebot der Stunde und in den Erfordernissen einer sachgemäßen Arbeit für den Nächsten äußert? Der Pater möchte das alles lieber der Führung des Heiligen Geistes überlassen. Wäre es nicht unvorsichtig und – vor allem – ein Verstoß gegen die Liebe, Fehler so direkt beim Namen zu nennen oder sogar einen Menschen von Grund aus in Frage zu stellen . . . Brauchen die Menschen in den schwierigen Verhältnissen unserer Zeit nicht vor allem Liebe?

Wir wollen auch noch einem Kaplan unseren Brief als Vorlage anbieten. Er ist zwar noch keine führende Persönlichkeit, gibt aber zu großen Erwartungen Anlaß. Er ist in eine schwierige Lage geraten. Er hat die jungen Leute im Religionsunterricht für eine Kirche der Zukunft begeistert, welche die überalteten monarchischen und feudalistischen Strukturen abgebaut

hat und die Gleichheit der Christen vor Gott im Sinne moderner Gesellschaftsbegriffe verwirklicht. Jetzt wollen die Jungen vor dem Haus des Bischofs demonstrieren und ihn auffordern, auf seine Privilegien zu verzichten und beispielhaft die Kirche der Zukunft in der Diözese verwirklichen zu helfen . . . Der Kaplan ist in Not: Er kann sie nicht mit Hoffnung, Klugheit, Geduld und Liebe von ihrer Aktion zurückrufen. Wir schlagen ihm die „Mitmenschlichkeit“ vor. Schließlich sind auch Vorgesetzte Mitmenschen, die einem sogar recht menschlich schaden können.

Hoffnung, Klugheit, Geduld, Liebe . . . Das sind hohe christliche Leitbilder, deren Name schon uns beeindruckt. Sie treffen den Empfänger eines Briefes, wie ihn diese führenden Persönlichkeiten schreiben, tief in seinem Gewissen. Er fühlt sich sogleich im Unrecht mit seiner Kritik an den bestehenden Verhältnissen, mit seiner Sorge um die Zukunft, mit seinem Verlangen, etwas im Leben der Kirche zu ändern, mit seinen radikalen Forderungen . . . Er ist in die Stellung eines Zöglings geraten, dem man wohl nachsichtig einigen guten Willen einräumt, dem aber unmißverständlich zu verstehen gegeben wird, daß es ihm an tieferer Einsicht fehlt. Er wird in Zukunft nicht mehr so unbefangen urteilen und sich nicht so leicht in der Kirche engagieren wollen. Er wird in dem tief in unserer christlichen Erziehung wurzelnden Gefühl bestätigt, daß eine passive, hinnehmende Haltung dem Christen angemessener ist. Vielleicht kommt dem allen dann die allgemein menschliche Neigung zur Trägheit und zum geringsten Widerstand entgegen . . . Vielleicht werden manchen aber die christlichen Tugenden selbst fremd und fragwürdig, da sie in ihrem Namen zu einer Haltung hingewiesen werden, die ihnen im Ganzen der kirchlichen Verhältnisse verhängnisvoll erscheinen muß. Ja, sie mögen sich schließlich in ihrem Christsein unsicher und unbehaglich fühlen.

Der Brief der führenden Persönlichkeit enthält eine ernste Mahnung: Was geschieht mit uns Christen, wenn unsere höchsten Leitbilder so angewandt werden, daß sie uns lähmen, verwirren und uns das Christsein problematisch machen? Wir spüren, wie hier das Innerste der christlichen Existenz angetastet wird, und zwar nicht selten wohl mit der „guten Absicht“, Probleme, Unruhe und Unsicherheit zu vermeiden. Der Appell an die christliche Hoffnung und Liebe, an Geduld und Klugheit geben einem im Grunde nur taktischen Verhalten den Anschein des Unwiderleglichen und einer höheren Sanktion. Man setzt Begriffe und Formeln ein, die unmittelbar auf das Gefühl des Christen wirken, ohne daß man Rechenschaft über ihre eigentliche Bedeutung und über ihren Stellenwert in unserer konkreten Lebenswelt gibt. Die Formulierungen, in denen sie erscheinen, klingen dabei so selbstverständlich, daß der Adressat kaum noch zu fragen wagt, ob es denn wirklich einer echten christlichen Lebenshaltung

entspricht, sich im Sinne der Ermahnungen jenes Briefes beschwichtigen und eindämmen zu lassen. In der Theorie wird längst die Relativität von Verhaltensnormen erwogen, die bislang als absolute Forderungen Gottes an die Menschen aller Zeiten und Lebensverhältnisse galten. Wir sehen aber, wie sich die Praxis ganz selbstverständlich auf Voraussetzungen verläßt, die ein Einwirken der theoretischen Einsichten und Entwürfe auf unsere Lebenshaltung und Lebensverhältnisse verhindern.

Nehmen wir als Beispiel die Liebe: In einer früheren Lebenswelt, wo der Mensch schutzlos vielfältigen Katastrophen ausgesetzt war, wo er nur wenig planen konnte, mußte sich die „caritas“ in erster Linie dem einzelnen leidenden Menschen zuwenden. Sie bestand auch im Vermeiden eines Konflikts, im Verzicht auf Gewalt, durch die man sich Recht hätte verschaffen können, während man Menschenleben aufs Spiel setzte . . . In unseren Lebensverhältnissen kann sich die Liebe nicht auf das Almosen und auf das Verbinden der Wunden des Nächsten, der unter die Räuber gefallen ist, mehr beschränken. Sie muß die Lebensbedingungen verbessern, dem leidenden Menschen helfen, sein Leben selbst in die Hand zu nehmen, sie muß die Räuber bekämpfen, damit sie nicht anderen neue Wunden schlagen . . . Diese Liebe könnte nicht passiv, duldend, fügsam sein. Sie dürfte nicht dem Konflikt aus dem Wege gehen, nicht auf Gewalt verzichten, keine Kompromisse schließen . . . Es wäre auch nicht in ihrem Sinn, einem anderen Menschen, der in Illusionen befangen ist, Kritik und Erschütterungen ersparen zu wollen.

Diese Liebe würde auch nicht im Gegensatz zur Wahrheit und zur Radikalität erscheinen, wie es die führende Persönlichkeit am Ende des Briefes vorauszusetzen schien. Sie müßte beides fordern. Denn nur indem wir die Wahrheit verbreiten, nach ihr handeln und anderen helfen, nach ihr zu handeln, und nur indem wir darin „radikal“ sind, tun wir das Mögliche, um unsere Welt zum Besseren zu verändern. Kann es eine christliche Liebe geben, die weniger will, die nicht das Gebot der Stunde erfüllt, in dem wir den Anruf Gottes vernehmen sollen? – Die Liebe hätte vielleicht von dem Empfänger jenes Briefes verlangt, die führende Persönlichkeit auf ihren verhängnisvollen Irrtum aufmerksam zu machen, der nur das befestigte und förderte, was sie zuvor in dem glänzenden Referat als Ursache einer bevorstehenden Katastrophe dargestellt hatte. Wäre er verstanden worden? Hätte sich die führende Persönlichkeit nicht bewußt und unbewußt mit allen Mitteln dagegen gewehrt und nur noch mehr in ihrer Haltung verfestigt? War es nicht bloße Torheit, in einem solchen Fall „radikal“ die eingesehene Wahrheit auszusprechen? – Aber konnte man als Christ leben und handeln, ohne töricht zu sein . . .